

Presseartikel zu Harry Mathews

Inhalt

- Dieter Wenk, textem.de, August 2006
 - Thomas Böhm, StadtRevue, Köln, September 2006
 - Thomas Böhm, Deutschlandfunk, Büchermarkt, 11. September 2006
 - Joachim Sartorius, Süddeutsche Zeitung, 7. / 8. Oktober 2006
 - Wieland Freund, Die Welt, 21. Oktober 2006
 - Jürgen Ritte, Neue Zürcher Zeitung, 1. Februar 2007
 - Andreas Trojan, Münchner Merkur, Nr. 66, 20. März 2007
 - Annett Gröschner, http://www.sachbuchforschung.de/html/rez_44.html
-

Chargen im Agentenanzug

Ein als autobiografisch etikettierter Roman eines Mitglieds von «Oulipo» ist wohl mit besonderer Vorsicht zu genießen, was das Autobiografische angeht. Denn Oulipo steht für «Werkstatt für potentielle Literatur», in Paris 1960 von Raymond Queneau und anderen mit der Absicht gegründet, die Literatur mit einem zugleich sinnlosen und verschärften Regelwerk auszustatten. Hier ging also kurz vor Entstehen der Postmoderne noch einmal nicht «alles». Die Regeln erfand jeder Autor für sich. Der auch in Mathews Roman auftauchende Georges Perec schrieb etwa einen Roman, ohne ein einziges Mal den Buchstaben e zu verwenden. In linken Kreisen wurde Oulipo denn auch als bloßer «Formalismus» gebrandmarkt. Der Amerikaner Harry Mathews war das erste nicht-französische Mitglied dieser Organisation. Der Untertitel des 2005 im amerikanischen Original erschienenen Romans «My Life in CIA» heißt «Eine Chronik des Jahres 1973». Das Schöne bei experimentellen Texten ist, dass man sofort erkennt, um was es den Autoren geht. Bei Perec etwa die Erhöhung des Schwierigkeitsgrades beim Hinschreiben von Wörtern, weil ein Buchstabe nicht mehr zur Verfügung steht. Bei Mathews könnte man sich folgende Regel als Ausgangspunkt des Schreibens denken: Erfinde eine Situation für eine Romanfigur, der ein Ruf vorausgeht, der durch ein Gerücht zustande kam. Entwickle den Roman so, dass die Romanfigur diesen Ruf positiv wendet, die Zuschreibung also annimmt. Lass den Roman so enden, dass sich eine «Zauberlehrlings»-Situation ergibt, die Hauptfigur also (beinah) von der bewussten Übernahmetaktik der Fremdzuschreibung überrollt wird. Das Schöne wiederum an diesem Roman ist, dass Mathews völlig offen lässt, ob «Mein Leben als CIA» als oulipistischer Roman gelesen werden soll oder nicht. Die Konstruktionsregel läuft gewissermaßen im Kopf mit oder baut sich beim Lesen auf, und zwar genau in dem Maße, wie der Held, Harry Mathews, sich für ein neues Leben entscheidet. Der Ich-Erzähler Mathews, der 1973 schon längere Zeit in Frankreich lebt, findet sich in Paris irgendwann mit der Tatsache konfrontiert, dass man ihn als Amerikaner für einen CIA-Agenten hält. Ob diese Leute nun XYZ oder Philippe Sollers heißen, er bittet sie, mit dem Unfug aufzuhören. Das klappt natürlich nicht. Ein Gerücht lässt sich nicht abstellen, ebenso wenig wie sich ein Agent «de-rekrutieren» lässt, wie es so treffend bei Mathews heißt. Freunde des Erzählers bewegen diesen dazu, das «Spiel» anzunehmen. Mathews erfindet sich also eine neue Identität, indem er so tut, als ob er wirklich CIA wäre. Gleich am Anfang muss der Leser eine mittelgroße Konstruktionsklippe überspringen. Denn ein CIA-Agent hat normalerweise einen Job, etwa als Diplomat, der die Fassade aufbaut, in dessen Rücken der Agent agiert. Mathews als Schriftsteller hat keinen in diesem Milieu anerkannten Job, sollte also erst mal gar nicht in den Genuss kommen dürfen, als CIA verwechselt zu werden. Erst die falsche Identität eines Leiters eines Reisebüros gibt Mathews also die erwünschte Position, «korrekt» als CIA identifiziert zu werden. Mit diesem spielerischen Einsatz verlässt er aber zugleich die bloße Ebene des Spiels, wie er bald feststellen muss. Welche von seinen Freunden sind echt, welche falsch? Der Leser weiß nicht mehr als der Erzähler, dessen Naivität zugleich berührt als auch befremdet. Mathews macht irgendwie alles mit, sei es distanzierteren Yoga-Sex oder undurchsichtige Freundschaftsdienste. Er ist ein Blender (manchmal auf sehr niedrigem Niveau, aber der Wille, geblendet zu werden, ist nun mal sehr groß), und natürlich wird er geblendet, ohne dass er das merkt, aber irgendwo wird schon das Dossier seiner Fehler und Fettnäpfchenkontakte geschnürt, das ihm später unter die Nase gehalten wird und er plötzlich merkt, dass ein Roman, der in der Wirklichkeit geschrieben wird, anders funktioniert als einer, der strikt die Grenzen des Buchdeckels respektiert. Ganz avantgardistisch machen sich Leben und Werk anheischig, eine allerdings unglückliche Ehe einzugehen, die droht, auch gleich wieder geschieden zu werden, da die Wege doch zu verschieden sind. Geht es gut aus?

Geht es überhaupt aus? Hat es angefangen? Der Leser ist gut beraten, das oulipistische Konstruktionselement im Kopf zu haben, ansonsten wird er vielleicht ungehalten und dem Roman vorwerfen, zu sehr als Bericht verfasst zu sein. Denn richtig spannend ist diese Geschichte nicht. Dazu finden zu wenig Umpolungen statt. Das ist das Risiko der Installation eines Ich-Erzählers. Er weiß nicht, was er anstellt. Die Augen müssen ihm (und dem Leser) von anderen geöffnet werden. Genau an dieser Stelle kommt aber das Reißbrett-mäßige des Romans zu Tage. Wer das oulipistisch verbuchen kann, wird trotzdem oder gerade deshalb seinen Spaß haben.

Roman eines Skrupellosen

Wenn dem CIA etwas gelingt, merkt es niemand Der amerikanische Harry Mathews erinnert sich an sein Leben als Agent

Agenten sind gutaussehend, haben keinen richtigen Beruf, begegnen den schönsten Frauen, verkehren in den besten Kreisen, fahren die tollsten Autos, leben in den Metropolen der Welt. Als der amerikanische Schriftsteller Harry Mathews Anfang der 1970er Jahre in Paris lebte, war er besonders gutaussehend, schrieb wenig, war neben Georges Perec und Italo Calvino Mitglied von «Oulipo», der wichtigsten französischen Literaturbewegung nach dem 2. Weltkrieg, blickte auf eine Ehe mit Niki de Saint Phalle zurück, fuhr ab und zu in den herrlichen französischen Wagen jener Zeit. Was also lag näher, ihn für einen Agenten des CIA zu halten? Genau das taten die Menschen in Mathews Umfeld. Als ihm eine Freundin dies offenbarte, war Mathews verzweifelt – nichts war ihm fremder, als jene Regierung zu unterstützen, die den Vietnamkrieg führte, in die Watergate-Affäre verwickelt war, den Sturz Allendes vorbereitete.

Noch heute lebt Mathews, der mittlerweile 77 Jahre alt ist, die Hälfte des Jahres in Paris, wo ich ihn an einem heißen Sommertag besuche. Er zeigt mir die Schauplätze des Buches, die Straßenecke, an der seine Freundin ihn abfang, um ihn den ungeheuren Verdacht zu offenbaren. «Ich sehe die ganze Szene noch genau vor mir: Dort oben saß eine Krähe, was ich nicht als Omen oder Symbol gesehen habe. Ich habe mir nur gedacht: Sie muß aus dem Garten des Premierministers, dessen Haus hier in der Nähe liegt, übergeflogen sein.» Was damals weiter geschah, erzählt Mathews in «Mein Leben als CIA». Bald schon traten unglaubliche Verwicklungen ein, weil Mathews sich entschied, nicht länger gegen seinen CIA-Leumund anzugehen, sondern ihn auszunutzen. Fortan begann er sich «verdächtig» zu verhalten: Pakete an Menschen in Restaurants zu übergeben, Umschläge mit «codierten Nachrichten» in Kirchenbeichtstühlen zu hinterlassen, sich auf der Straße auffällig oft umzuschauen. Das führte dazu, daß nicht mehr nur die Pariser Gesellschaft von Mathews Agententätigkeit überzeugt war, sondern auch gewisse «Geschäftsleute», die begannen, sich für „Informationen» zu interessieren, die Mathews zu besorgen versprach. Ihm gelangen mehrere unglaubliche Coups, zum Beispiel der Verkauf des Wrackteils eines abgestürzten russischen Überschallflugzeugs - tatsächlich handelte es sich bei dem verbogenen Stück Metall über einen Klumpen Schrott aus der Werkstatt des Künstlers Jean Tinguely. Kurz darauf wurde Mathews in die russische Botschaft einbestellt und damit konfrontiert, daß er vom KGB offiziell als CIA-Agent eingestuft worden war und als solcher zukünftig bekämpft werden würde.

Was oder wer ihn vor den Russen beschützt hat, kann Mathews selbst nicht erklären. „Geheimdienste bestehen auch nur aus Menschen. Was die denken, zu welchen Einschätzungen, welchen taktischen Entscheidungen sie kommen, lässt sich nicht nachvollziehen. Ich habe das in meinem Buch auch nicht versucht. Es geht darin allein um die Fakten, nicht um Erklärungen.» Wenn es nur um Fakten geht, warum wird das Buch dann als «Roman» verkauft? Tatsächlich liest sich «Mein Leben als CIA» über weite Strecken genauso spannend wie ein Spionageroman, dann aber gibt es immer wieder Passagen, die wirken wie eine Persiflage auf das Agentenklischee, zum Beispiel, wenn Mathews statt des genreüblichen One-night-Stands eine Tantra-Sex-Beziehung pflegt, die den Orgasmus monatelang hinauszögert.

Eine Vorgehensweise von Oulipo, der «Werkstatt für potentielle Literatur», war, Texte nach selbstgesetzten Regeln zu schreiben. So verfasste George Perec einen Roman, ohne den Buchstaben «e» zu gebrauchen. Indem die Oulipo-Autoren sich Gesetze und Regeln für ihre

Texte vorgaben, wurden sie beim Schreiben auf Regeln und Einschränkungen aufmerksam, die – unbemerkt – dem alltäglichen Sprachgebrauch zugrunde liegen.

Folgt «Mein Leben als CIA» einer oulipotischen Aufgabenstellung? Etwa: Schreibe einen Roman, in dem alle Versatzstücke einer Agentengeschichte vorkommen, doch ganz anders als gewohnt?

Mathews weicht einer Antwort aus. «Alles in dem Buch ist wahr. Alles ist so geschehen», sagt er und schenkt mir aus der mittlerweile zweiten Flasche Wein ein, die wir trinken. Kann man ihm glauben? Wie weit geht sein Spiel mit den Fakten? Warum spielt er es überhaupt? Hat am Ende jener amerikanische Rezensent mit seiner Behauptung recht, es könne keine bessere Tarnung für einen Agenten geben, als ein Buch zu schreiben, dieses «Roman» zu nennen und damit zu behaupten, die Ereignisse damals seien nichts als Fiktion. War also Mathews am Ende tatsächlich CIA-Agent? Ich versuche es anders, frage ob es Reaktionen des CIA auf das Buch gab. «Mehrere ehemalige CIA-Mitarbeiter haben es gelesen und mich beglückwünscht,» antwortet Mathews. Wozu beglückwünscht? Zur gelungenen Darstellung oder zur Verschleierung der CIA-Methoden? Und was ist für den Leser eigentlich wünschenswerter? Wenn Mathews ein Buch geschrieben hat, aus dem der CIA lernen kann, trägt er dann letztlich nicht zum besseren Gelingen der CIA-Arbeit bei? «Wenn dem CIA etwas gelingt, merkt das niemand.» Mathews lächelt sehr wissend als er das sagt. Und auch ein wenig drohend.

Thomas Böhm, Deutschlandfunk, Büchermarkt, 11. September 2006

Harry Mathews «Mein Leben als CIA»

Redaktion Büchermarkt: Hajo Steinert

Sprecher:

Woher nimmt jemand die Berechtigung, die Verfehlungen seines Lebens der Öffentlichkeit aufzudrängen statt sie mit einem Freund, einem Therapeuten oder seinem Gewissen auszumachen? Und was bedeutet es, für diese Offenbarung eine literarische Form zu wählen? Es waren Fragen wie diese, die den 1930 geborenen amerikanischen Autor Harry Mathews zu seinem – so der Untertitel «autobiographischen Roman» - «Mein Leben als CIA» inspirierten.

O-Ton Mathews:

[...] There was in America, beginning in the 1990ies a vogue, a mode, fashion for memoirs. And I became rather irritated with that. Hearing about traumatic psychological experiences on the basketball-court at the age of 16. Nothing wrong with it. But after a certain number of these revelations I find that it was a false form. That is to say, that it was a literary form that was really justifying itself by it's being – in quotation marks – »honest”. [...] And I remembered that a friend of mine has once said to me, quoting Henry James, »Tintoretto, the Venetian painter, never drew an immoral line.” [...] And we realised that that was what James meant. That the responsibility he felt was to make the painting life. To make the painting be alive. And my response in literary terms [...] is to what is happening in the page be alive. And the questions of truth which are not really questions of truth but of facts were really secondary to the life on the page.

Übersetzung:

In den 1990er Jahren kamen in Amerika plötzlich Autobiographien in Mode. Ich fand es irritierend von traumatischen Erlebnissen auf Basketballfeldern im Alter von 16 Jahren zu hören. Dagegen ist zunächst nichts einzuwenden. Aber nach ein paar dieser Offenbarungen empfand ich sie als falsch in der Form. Ich meine damit, daß es sich um eine literarische Form handelte, die ihre Berechtigung einzig und allein daraus bezieht, daß sie – in Anführungszeichen - «ehrlich» ist.

Ich erinnere mich an ein Zitat von Henry James, der sagte: «Der venezianische Maler Tintoretto hat nie einen unmoralischen Pinselstrich getan.» Mir ging auf, was Henry James damit meinte. Daß die Verantwortung des Künstlers nur darin besteht, das Bild lebendig zu machen. Und meine literarische Antwort darauf ist, daß das Geschehen auf der Buchseite lebendig sein muß. Die Frage nach der Wahrheit – hinter der sich eine Frage nach den Fakten verbirgt – ist zweitrangig gegenüber der Anforderung, einer Buchseite Leben zu geben.

Sprecher:

Die Seiten seines Romans werden vor allem dadurch lebendig, daß Mathews – den ein Kritiker aufgrund der Eleganz seines Stils den «Fred Astaire der amerikanischen Literatur» nannte - die Atmosphäre des Paris' Anfang der 70er Jahre einfängt, die geprägt war von der Präsenz großer Intellektueller und Künstler und den Nachwirkungen der Studentenrevolte von 1968. In diesem Umfeld geriet Mathews, weil er gutaussehend war, in den interessantesten Kreisen verkehrte und keiner geregelten Tätigkeit nachging, in den Verdacht, für die CIA zu arbeiten. Zunächst ist Mathews diese Reputation höchst unangenehm, doch als der Dollarkurs sinkt und Mathews die Mittel für sein Leben in Paris auszugehen drohen, beginnt er seinen Ruf als Agent auszunutzen. Er gründet eine Scheinfirma und landet bald seinen ersten Coup:

Er verkauft Schrott aus der Werkstatt des Künstlers Jean Tinguely als Wrackteile eines russischen Überschallflugzeugs.

Diese, wie viele andere Passagen im ersten Teil von «Mein Leben als CIA» sind höchst amüsant, lassen sich auch als eine Feier der Phantasie lesen, die es mit jedem Geheimdienst der Welt aufnehmen kann. Er sei selbst von dem Effekt seiner vermeintlichen Spionageaktivitäten überrascht gewesen, so Mathews, der seine Erfahrung zwiespältig beurteilt:

O-Ton Mathews:

Well I suppose it was the mixture of insane inefficiency and genial brilliance on the part of the CIA. I think that when people talk about the CIA they forget that it's main job is intelligence-gathering. [...] But what really surprised me: how fragile the organisation is, how subjected to personal doubts on the part of people on it's several levels and it's lower levels too. And sometimes very justified. And the extraordinary successes the CIA had. That the political consequences are very hard to judge. They were given their orders to produce a special result and the would do that. And than those results would produce other results. Such as training the Afghans to beat the Russian army in the field and we ended up with the Taliban.

Übersetzung:

Ich glaube es war eine Mischung aus unglaublicher Ineffizienz und genialer Brillanz auf Seiten der CIA. Ich glaube, daß die Leute oft vergessen, daß es die Hauptaufgabe der CIA ist, Informationen zu sammeln. [...] Was mich wirklich überrascht hat: Wie gefährdet die Organisation ist, wie anfällig für persönliche Zweifel und Fehleinschätzungen auf allen Ebenen der Hierarchie. Meist berechtigte Zweifel. Der CIA bekommt Aufträge, die er ausführen muß. Die Folgen lassen sich kaum abschätzen. So wurden aus den Afghanen, die die CIA ausbildete, um die russische Armee zu besiegen, die Taliban.

Sprecher:

Die Aufrüstung der Taliban, aus deren Umfeld Al Qaida entstand, und die politische Destabilisierung des Iran, die schließlich zum Mullah-Regime und der zur Zeit aufziehenden atomaren Bedrohung führte, sind aus heutiger Sicht die größten Fehler, die die CIA in seiner Geschichte begangen hat. In Bezug auf solche verheerenden strategischen und taktischen Fehler liest sich Mathews «Mein Leben als CIA» wie ein Schlüsselroman über die Methoden und die strukturellen Schwachstellen von Geheimdiensten, wobei Mathews die aufklärende Funktion seines Buches wie der Literatur generell nicht überbewerten will.

O-Ton Mathews:

What original art and writing and music, painting and so forth does is to dissolve the basic ways of thinking that make political abuse possible. And how this happens is to long to describe. But Jacques Roubaud, my companion in the OULIPO wrote a short piece about the earthworm. You know the earthworm bores it's way out of sight through dying earth and he aerates it. Renews the earth. Changes it's composition. And enables new growth to come out of it. This is what the poet does with language. And this is what I and my friends have always tried to do.

Übersetzung:

Was wirkliche Kunst, Literatur und Musik bewirken können ist, gegen die Arten des Denkens zu arbeiten, die politischen Missbrauch möglich machen. Das lässt sich schwer im Detail beschreiben. Jacques Roubaud, mein Kollege bei Oulipo hat einen kurzen Text über den Regenwurm geschrieben. Der Regenwurm bohrt seinen Weg unsichtbar durch die Erde und

führt ihr dabei Luft zu. Er verändert ihre Zusammensetzung. Und ermöglicht so neues Wachstum. Genau das macht ein Dichter mit der Sprache; das haben meine Freunde und ich immer versucht.

Sprecher:

Durchlüftung der Sprache, Schlüsselroman über Geheimdienste, Auseinandersetzung mit der literarischen Form der Autobiographie, detailreiche und atmosphärisch dichte Schilderung des Paris' der 70er Jahre – am Ende der abwechslungsreichen und erhellenden Lektüre von «Mein Leben als CIA» wird man einen Verdacht nicht los, den bereits die amerikanischen Rezensenten des Buches äußerten. Daß die Lebendigkeit des Romans der Tatsache geschuldet ist, daß Mathews tatsächlich bei der CIA war. Und das Buch somit eine perfide Tarnung ist, um sein Agententum zu verschleiern. Als das Tonband abgeschaltet ist, frage ich ihn danach. Er lächelnd vielsagend.«Natürlich war ich CIA-Agent. Und bin es immer noch.»

Joachim Sartorius, Süddeutsche Zeitung, 7. Oktober 2006

Dieser Dichter ist ein Agent

Harry Mathews und die ungläublichen Abenteuer der Avantgarde im Geheimdienst

Ganz am Ende dieses autobiographischen Romans folgt Harry Mathews einer Einladung des Künstlerprogramms des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) nach Berlin. Er bezieht seine Wohnung in Charlottenburg und geht zum Mittagessen in die Paris Bar. Er belauscht ein Gespräch von zwei Gästen am Nebentisch. Sie streiten sich, ob Harry Mathews ein CIA-Agent gewesen sei oder nicht. Der eine beharrt darauf und berichtet von Mathews' Tod: «Sie mußten ihn ausschalten. Er wurde mit äußerster Schadenszufügung aus dem Verkehr gezogen – die nasse Lösung.» Der Ich-Erzähler kommentiert dies; es sind die letzten Sätze des Buches: «Ich hatte genug gehört. Es bestand nicht der geringste Zweifel daran, daß dieser Mann die Wahrheit sagte.»

Der geheimnisumwitterte Koch

Als Harry Mathews im Januar 1991 nach Berlin kam, benutzte er seine Visitenkarte als Klingelschild. In erhabener Schrift stand da auf feinstem Karton: «Harry Mathews de l'Oulipo». Der etwas geheimnisumwitterte Harry Mathews, Ästhet, Experimentalist, Koch und Erotiker, Verfasser des masturbationsreichen Buches «Die Lust an sich» und der unerklärlichen Sado-Kreuzigungsszene in seinem Roman «Zigaretten» und die ebenfalls etwas geheimnisumwitterte Oulipo-Gruppe («Ouvroir de litterature potentielle», «Werkstatt für potentielle Literatur») – das scheint sehr gut zusammenzupassen. Auf einem Foto von 1975 sieht man ihn, zwischen Italo Calvino, Gruppengründer Le Lionnais und Raymond Queneau, Georges Perec im Hintergrund und der abwesende Jacques Roubaud grünlich in einen grünen Baum hineincollagiert. Wie stieß der Amerikaner Harry Mathews zu dieser Werkstatt für potentielle Literatur? Was hat ihn, der uns auf dem Foto etwas traurig, etwas lüstern, etwas hintersinnig anschaut, von New York, seinem Geburtsort, nach Paris, von dem Musikstudium in Harvard zur «freien» Lyrik, von der Entdeckung Raymond Roussels zum «Oulipoisten» und schließlich zum Agenten des amerikanischen Geheimdienstes gemacht?

Harry Mathews rollt in dieser «Chronik des Jahres 1973» (so der Untertitel des Romans) nicht sein ganzes Leben auf, nicht das Weglaufen von Amerika 1952 wegen der «extrem feindlichen Einstellung zu poetischer und künstlerischer Begeisterung» in diesem Land und nicht sein Dasein als *expatriate* in Frankreich. Diese Chronik ist in erster Linie ein auf vergnüglichste Weise durchgespieltes lächerliches Spionagespiel. Im Grunde eine B-novel mit Anleihen von James Bond Filmen, von Dashill Hammett, John le Carré und anderen einschlägigen Materialien. Vor allem auch mit Anleihen aus dem eigenen Leben. Niki de Saint-Phalle, seine erste Ehefrau, taucht auf, Jean Tinguely und seine beiden engsten Freunde John Ashbery und Georges Perec. Weil er groß ist und sehr stattlich, Seidenhemden trägt, nicht arbeitet, aber mit schönen Frauen in den teuersten Lokalen von Paris diniert, wird er für einen Spion gehalten. Wie begegnet man solch einem Verdacht, wie geht man mit so einem Ruf um? In dem man CIA mimit und selbst die Regeln bestimmt. Wie wäre es, wenn ich so täte, als wäre ich ein CIA-Agent? Zunächst braucht er eine «Tarnung», einen mehr oder minder normalen Job, um weniger aufzufallen. Er gründet das Reisebüro «Locus Solus», eine Verbeugung vor seinem verehrten Raymond Roussel und auch ein Hinweis auf die von ihm in Mallorca herausgegebene Literaturzeitschrift gleichen Namens. Diese Agentur organisiert Reisen, unter anderem um «die geographische Anwendung der sowjetischen Atomindustrie in Mittelsibirien» zu erkunden.

Er lässt in einem Pariser Teppichgeschäft von einer schönen und mysteriösen Frau einen Riesenschal weben, in dem nach seinen Vorgaben die (erfundene) geheime Landkarte der Atomanlagen des unter sowjetischem Hausarrest stehenden Wissenschaftlers Plischkin eingewoben ist. Als am 3. Juni 1973 eine Tupolew 144 in der Nähe von Paris abstürzt und Wrackstücke angeblich vom CIA gestohlen werden, geht Harry Mathews schnurstracks zu seinem Bildhauerfreund Jean Tinguely und lässt ein verbogenes Titanium-Stück anbrennen, welches zum heiß umworbenen Objekt der Begierde diverser Geheimdienste wird. Er ist in Laos. Er ist involviert in die Wirren in Chile beim Sturz Salvador Allendes.

Er fraternisiert mit Zellen der Kommunistischen Partei Frankreichs. Er bewirbt sich 1973 schon beim DAAD (ergebnislos), weil es schick ist, in der vom Kommunismus umzingelten Frontstadt Westberlin zu sein und die Glienicker Brücke, Umschlagplatz von Spionen schlechthin, zu inspizieren. Er ist (zufällig) in Mailand am selben Tag, da eine RAF-Terroristin ermordet wird. Französische Geheimdienste verdächtigen ihn, in dieses Verbrechen involviert zu sein. Auch die Russen haben ihn auf dem Schirm. Die Schlingen werden immer fester um ihn zugezurrt. Harry Mathews sinniert: «Ich hatte gemerkt, dass das Spannendste an der Komödie, die ich spielte, darin bestand, andere Leute mit in sie hineinzuziehen. Andere Menschen lösten ein fast sinnliches Kratzen an meiner juckenden, entzündeten Phantasie aus.»

Als aber die Verwicklungen zu heftig werden, folgt er dem Ratschlag von Freunden und flieht aus Paris, schließt sich Schafsbauern an, die ihr Vieh nach Süden treiben. Plötzlich tauchen wir in sehr schöne, sehe bukolische Passagen, die uns zeigen, was für ein frischer Schreiber Harry Mathews auch jenseits von Oulipo, von Formalisten-Zwängen sein kann. Perec, der zwei frühere Romane von Mathews ins Französische übersetzte, meinte, er sei deswegen so schwer zu übersetzen, weil er Worte «juste a côté de leur sens» – haarscharf neben ihrer eigentlichen Bedeutung – benutze. Vielleicht ist deshalb sein Leserkreis immer klein geblieben.

Verwirrspiel in der Paris Bar

Aber dieser neue Roman, zuerst 2005 in den Vereinigten Staaten erschienen, ist ein köstliches Vexierspiel und verdient eine große Leserschaft, weil er witzig ist, süffig, schnell zu konsumieren und doch viele «große» Fragen stellt: Was ist eigentlich eine Autobiographie? Was ist Wirklichkeit? Schließlich lässt sich der ganze Roman von seinem Ende her – dem abgelauchten Gespräch in der Paris Bar – auch als Kommentar zum Tod des Autors lesen. Mathews behält immer die Oberhand in seinem ausgeklügelten Verwirrspiel, das von Kapitel zu Kapitel an Dichte gewinnt. Ernst und doch hintersinnig lächelnd blinzelt er uns Lesern zu.

Wieland Freund, die Welt, 21. Oktober 2006

Agent des qualmenden Drachens

Die «Werkstatt für Potentielle Literatur» gründete sich im Jahr 1960. Das war eine Gruppe überwiegend französischer Schriftsteller und Mathematiker. Der einzige deutschsprachige Oulipot war der jüngst verstorbene Oskar Pastior, das einzige amerikanische Mitglied des Ordens: Harry Mathews, ein Pastior-Freund. Mathews hat einen Roman geschrieben, den er als autobiografisch ausgibt: «Mein Leben als CIA».

Einen Text zu formatieren, ist heute keine Kunst und wird auch keine mehr; im Bleistiftgebiet der Jahre 1960 ff. war das noch anders. Damals tat sich eine Gruppe vornehmlich französischer Schriftsteller und Mathematiker zur «Werkstatt für Potentielle Literatur» zusammen. «L'Ouvroir de Littérature Potentielle», kurz Oulipo, gilt heute als die am längsten bestehende französische Literaturbewegung und hat in schöner Regelmäßigkeit die Sorte Text produziert, auf die Literaturgeschichten gern in Fußnoten verweisen. Dabei war Oulipo dem Computerzeitalter Jahre voraus, der Gründungstext der Oulipoten war ein Sonettzyklus, der, universal kombinierbar, 1014 Gedichte generierte. Der berühmteste Oulipo-Roman stammt aus er Feder von Georges Perec, «La Disparition» kam ohne den Buchstaben «e» aus.

Oulipoten, so sagte es Jacques Roubaud, seien wie Ratten, die sich selbst einen Irrgarten bauten, um dann aus ihm zu entkommen. Spätestens seit Kafkas Zeiten ist das keine Spinnerei, sondern eine menschliche Grunderfahrung. Der einzige deutschsprachige Oulipot war der jüngst verstorbene Oskar Pastior, das einzige amerikanische Mitglied des Ordens: Harry Mathews, ein Pastior-Freund.

Mathews, 1930 in New York geboren, dürfte der gewissenhafteste «Expatriate» der amerikanischen Literatur sein. Anders als Hemingway oder Fitzgerald, die Europa auftrugen wie ein Parfum, ist er, in erster Ehe mit Niki de Saint Phalle verheiratet, seinem Paris treu geblieben - auch in seinem jüngsten Roman «Mein Leben als CIA». Vorschnelle Deutungen verbieten sich, denn oulipotische Texte sind qualmende Drachen: Wer den weißen Ritter des Verstehens auf sie loslässt, kriegt ihn meist rußig schwarz zurück.

Und so ist von vornherein auch alles herrlich unklar. Zwar gibt Mathews vor, einen «autobiografischen Roman» zu schreiben, die «Chronik des Jahres 1973» gar, die Zweifel des Lesers jedoch pochen so heftig wie Edgar Allen Poes «Tell Tale Heart». Einerseits nämlich beglaubigt Harry Mathews seine Geschichte mit seinem guten Namen und stellt seine Hauptfigur, Harry Mathews, in die Kulissen der Zeitgeschichte, andererseits jedoch klingt, was folgt, wie Satire: Weil das Gerücht, er arbeite für die CIA, nicht verstummen will, geht Mathews, so behauptet er, in die Offensive.

Ein Geheimagent sei schließlich nur solange nützlich, wie er geheim bleibe. Also malt Mathews, so erzählt er es im Roman, obskure Kreidezeichen an Pariser Hauswände, gründet eine offensichtlich nur der Tarnung dienende Agentur für Reiseberatung, schwadroniert vor diversen Zirkeln von sibirischen Atomanlagen und verkauft Schrott als Trümmerteile jener berühmten, während der Pariser Luftfahrtschau abgestürzten sowjetischen Tupolew. Dass sich daraufhin, wie Mathews behauptet, der französische Geheimdienst, Pariser Kommunisten, Faschisten sowie die echte CIA für interessieren, ist so offensichtlich ausgedacht wie der Rest. Denn ein Roman ist ein Roman ist ein Roman, oder?

Das Problem: Das Körnchen Wahrheit - die allseits bekannten Zeitumstände, der Auftritt des große Georges Perec und so weiter. Zudem erscheint Harry Mathews, so wie ihn Harry

Mathews schildert, als nicht sonderlich vertrauenswürdiger Autor. Was seinen Broterwerb angeht, ist er eher ein Tunichtgut, was die Liebe betrifft, ein Fähnchen im Wind, und selbst Oulipo, dieser vom Hauch der Legende umwehte Orden ehrenwerter Experimenteller, erscheint bei Mathews als Truppe weltfremder, womöglich zynischer Spinner. Kurzum: Könnte so einer nicht wirklich CIA sein und der Roman eine hintersinnige Tarnung?

Mathews Spiel mit dem Bedürfnis des Lesers, Sinn zu machen und dafür notfalls auch um zwei oder drei Ecken zu denken, ist mindestens so elegant wie seine Prosa. Ausgerechnet den Thriller, der zwar naiv gelesen werden will, aber vom Kampf des Einzelnen gegen einen undurchschaubares System handelt, hat er im Zeichen Oulipos gekidnappt. Der gewöhnlich Plot, heißt das, will bei Mathews nicht funktionieren: Einmal wird der Held aus Zufall in einen Teppich eingerollt, dass dieser Teppich aber bei einem Rechtsextremisten angeliefert wird, bestimmt fortan den Lauf der Handlung, ohne dass je ersichtlich würde, wieso. Welches Muster dem Text tatsächlich zugrunde liegen könnte (wenn es denn nicht das des Genres ist), das muss der Leser als Detektiv ergründen, als Agent, der er, wie Mathews, nicht ist.

Vielleicht, so viel sei verraten, helfen die Namen weiter. Denn während es, anders als Mathews behauptet, eine RAF-Terroristin namens Christa Knemius nie gab, gibt es, anders als Mathews behauptet, Elzbieta Sosnowska sehr wohl: Kenner spielen ihre Schachpartien gelegentlich nach, Oulipoten wiederum haben für das Spiel der Könige traditionell eine Schwäche. Blicke natürlich die Frage, wer hier eigentlich spielt, setzt und siegt. Oder nicht? «Diesmal», schrieb Rilke, «werde ich geschrieben werden.»

Jürgen Ritte, Neue Zürcher Zeitung, 1. Februar 2007

Ernste Wahrheiten

«Mein Leben als CIA» – ein fulminanter Anti-Spionageroman von Harry Mathews

Gibt man im Internet auf der Website des CIA den Suchbefehl «Harry Mathews» ein, dann erzielt man exakt «0 Treffer». Doch nur ein naiver Zeitgenosse kann daraus den Schluss ziehen, dass den Beteuerungen dieses amerikanischen, im Jahre 1930 auf der New Yorker Upper East Side geborenen Schriftstellers Glauben zu schenken sei, niemals der CIA angehört zu haben. Erst umgekehrt wird ein Schuh daraus! Denn es gilt zu bedenken, dass, erstens, kein Geheimdienst so dumm ist, die Namen seiner Agenten publik zu machen, und dass, zweitens, jeder CIA-Agent leugnet, einer zu sein. Da aber Harry Mathews leugnet, ein CIA-Agent zu sein oder gewesen zu sein, folgt hieraus schlüssig, dass Harry Mathews ein CIA-Agent ist beziehungsweise war.

Echter Geheimagent

Dieser zugegebenermassen etwas waghalsigen Abwandlung des Epimenides-Paradoxes («Alle Kreter lügen») sah sich Harry Mathews Ende der sechziger Jahre bald scherzhaft, bald ernsthaft in Paris ausgesetzt, wo er seit 1952, dem Jahr seines Studienabschlusses in Harvard, meistens lebte. Für die erhitzten Gemüter französischer Intellektueller in diesen höchst bewegten Zeiten um den Mai 68 bot Mathews alles, was einen echten Geheimagenten so ausmacht: Er war US-Amerikaner, gutaussehend, offenbar reich genug, um keiner geregelten Erwerbstätigkeit nachgehen zu müssen; er verschwand immer wieder einmal länger (einmal gar nach Laos); und er schrieb Dinge, den Roman «Tlooth» etwa (ein Kapitel daraus nahmen Rolf Dieter Brinkmann und Ralf-Rainer Rygulla schon 1969 in ihre legendäre Anthologie «ACID – Neue amerikanische Szene» auf), die sich, ähnlich wie Raymond Roussels enigmatische Werke, wie grossartig chiffrierte Botschaften lasen – und mit denen gewiss kein Geld zu verdienen war. Monsieur «Matiouze» war also ein CIA-Agent. Junge Intellektuelle wie der damals noch der französischen KP nahestehende Philippe Sollers kolportierten das Gerücht quer durch Paris; Freunde wie Georges Perec freilich behandelten die Angelegenheit als Witz.

«Qui s'excuse s'accuse», wer sich entschuldigt, klagt sich an, lautet eine populäre französische Maxime zur Lebensweisheit, die Harry Mathews alsbald beherzigt haben will. Anstatt weiter zu leugnen, was (fast) alle für evident halten, lässt er sich auf das aufgezwungene Spiel ein, und dieses «neue Spiel» schien ihm «auf jeden Fall (. . .) vielversprechender, als zu Hause vor dem Spiegel zu hocken, Trübsal zu blasen und mir zu überlegen, wie schnell mir wohl die Haare ausfielen». So heisst es bald nach Beginn dieser «Chronik des Jahres 1973», wie der Untertitel zu Mathews' «Mein Leben als CIA» lautet. «Der Januar 1973 war ein guter Zeitpunkt, um ein neues Leben zu beginnen», steht dort ausserdem. Ausgerechnet das Jahr 1973! Der Vietnamkrieg geht auf sein für die US-Army nicht gerade rühmliches Ende zu, in Washington explodiert der Watergate-Skandal, und in Chile putscht sich, auch dies kein Ruhmesblatt für Amerika, der Diktator Augusto Pinochet blutig an die Macht. All dies, und einiges mehr, fliesst in die – lassen wir die Katze aus dem Sack – autofiktive Chronik ein.

Kunstvoll verwoben

Der Autor/Erzähler Harry Mathews lässt seinen Helden Harry Mathews mit grösster Hingabe und Präzision ein Agentenspiel spielen, in dem Realien und Fiktionalien kunstvoll miteinander verwoben sind. Es beginnt damit, dass Harry Mathews sich einen auffällig-

unauffälligen Agenten-Habitus zulegt (keine alkoholischen Getränke, nur Mineralwasser bei mondänen Anlässen), findet seine Fortsetzung in der Gründung einer auf die Sowjetunion spezialisierten Reiseagentur namens «Locus Solus» (gleichzeitig Titel eines Romans von Raymond Roussel sowie einer vom realen Harry Mathews gegründeten Zeitschrift), die speziell für bahnreisende Legastheniker nur Abfahrtszeiten einplant, die sich vor- und rückwärts lesen lassen (z. B. «13 h 31»), und geht hin zum Einkauf von Eisenschrott, der sodann als Wrackteile einer bei Paris abgestürzten Tupolew auf den grauen Markt gebracht wird.

Des Weiteren kommen hinzu, unterbrochen nur von ausgesucht kulinarischen Pausen: Begegnungen mit echten Parteikommunisten, mit veritablen Faschisten, mit schönen und rätselhaften Frauen, mit Gestalten, die so halbseiden sind wie der selbsterfundene CIA-Agent Harry Mathews, sich aber in deutlich gefährlicheren Wassern zu bewegen scheinen (denn da ist auch die Rede vom Mord an einer RAF-Terroristin in Mailand). Alles ist mit solch hyperrealistischer Akkuratessie erzählt, dass sich, ähnlich wie in den besten Romanen eines Jules Verne oder Conan Doyle, beim Leser rasch jener Taumel einstellt, der ihn die Grenzen der Gesetze von Wahrscheinlichkeit und Plausibilität bereitwillig überschreiten lässt.

Die Wirklichkeit der Literatur

Genau darum geht es Harry Mathews in diesem «Agentenroman», um ein Spiel, das die Grenzen zwischen Fiktion und Realität verwischt (ein Spiel übrigens, das so mancher Spionagedienst mit grösstem Ernst und weniger unterhaltsamen Absichten bis heute treibt, wenn man etwa an die amerikanischen «Beweise» für die Existenz von Saddam Husseins Vernichtungswaffen denkt). Das Jahr 1973 war nicht nur ein weltpolitisch bedeutsames Jahr, es war auch ein wichtiges Jahr in der Biografie von Harry Mathews: Auf Empfehlung von Georges Perec, der ihn ins Französische übersetzte und dem er mit Joe Brainards «I remember» (1970) jenen Hinweis gab, aus dem Perec 1978 sein erfolgreiches Buch «Je me souviens» machen sollte, wurde er als erstes und bisher einziges amerikanisches Mitglied im OuLiPo kooptiert, jenem «Ouvroir de Littérature Potentielle», dem Mathews selbst zwanzig Jahre später seinen Freund Oskar Pastior zuführen sollte. Und dort, in dieser «Werkstatt», fand Mathews Gleichgesinnte (neben Perec etwa Raymond Queneau oder Italo Calvino), die einer durchwegs kontingenten Wirklichkeit jenen durchkalkulierten und stets kunstfertigen Widerstand entgegensezten, der sich Literatur nennen darf.

So ist «Mein Leben als CIA» nicht nur ein äusserst vergnüglicher, sondern eben auch sehr wahrer, ein, mit Aragon, «wahrgelogener» Roman. Im Epilog, wir sind im palindromisch-legasthenischen Jahr 1991 und befinden uns in der Paris-Bar an der Berliner Kantstrasse, wird Harry Mathews unfreiwilliger Zeuge eines Gesprächs zweier Unbekannter, dessen Gegenstand er selbst ist. Man habe ihn, der zu gefährlich geworden sei, so hört er, mittels der – was immer das sei – «nassen Lösung» aus dem Verkehr ziehen müssen. «Ich hatte genug gehört», schreibt Mathews dazu abschliessend, «es bestand nicht der geringste Zweifel daran, dass dieser Mann die Wahrheit sagte.» Ein Erzähler, der den Bericht von seiner eigenen Liquidierung als die reine Wahrheit akkreditiert – mit diesem abschliessenden Vexierbild ist der Roman trefflich charakterisiert: Mathews knüpft ein Möbiusband, bei dem die Seiten «wahr» und «falsch» ineinander übergehen. Wie bei jedem echten Spionageroman.

Andreas Trojan, Münchner Merkur, Nr. 66, 20. März 2007

Autobiografie oder Agenten-Thriller

Harry Mathews als Amerikaner in Paris

Wenn auf eine lebende Persönlichkeit der Titel «Ein Amerikaner in Paris» zutrifft, dann auf den Schriftsteller Harry Mathews. Den 1930 in New York Geborenen zog es schon mit 20 nach Frankreich, wo der die damals noch unbekannte Niki de Saint Phalle heiratete. In den 70-er Jahren stieß er zur französischen Dichtergruppe Oulipo, die sprachspielerisch und mit mathematischer Präzision Literatur verfaßte. Mathews hat zahlreiche Romane, Erzählungen und Gedichte geschrieben. Sein 2005 veröffentlichter autobiografischer Roman «My Life in CIA» schlug wie eine Bombe ein. Um es vorwegzunehmen: Wenn die Geschichte erfunden ist, dann wird hier genial geschwindelt. Wenn die Story echt ist, dann halten wir einen irrwitzigen Bericht in Händen, der die europäische Gesellschaft der 70-er Jahre als extrem paranoid entlarvt.

Worum geht es? Man schreibt das Jahr 1973. Harry Mathews lebt in Paris. Eines Tages während einer Party bezeichnet ein junger Schriftsteller unseren Autor offen als CIA-Agenten. Ein Gerücht, das sich wie ein Lauffeuer verbreitet. Bis irgendwann feststeht: Harry Mathews ist CIA, basta! Was soll man da machen? Nicht mehr ausgehen? Gar die Stadt verlassen? Oder das Spiel mitspielen?

Mathews entscheidet sich für Letzteres. Womit er aber wahrscheinlich selbst nicht gerechnet hat, ist der Umstand, dass nun sein Gehirn als Schriftsteller in Gang kommt. Und er entwirft – mit sich selbst in der Hauptrolle – ein Szenario, ein Drehbuch für den Film: ein CIA in Paris. Er hinterläßt an geheimen Orten Botschaften, inszeniert kleinere Verfolgungsjagden, und er gründet eine Scheinfirma. Zum Überdruß ist diese Scheinfirma ein Reisebüro, das als Spezialität Reisen zu russischen Atomversuchsanlagen anpreist. Und das im Jahr 1973, auf der Höhe des Kalten Krieges! Es ist also wenig verwunderlich, dass mit der Zeit seltsam höfliche Männer sich für den Amerikaner in Paris interessieren. Mit der Zeit gewöhnt sich Mathews an sein fiktives Leben als CIA, zumal die Grenze vom Sein und Schein überschritten wird. Der Autor wird tatsächlich angeheuert, um Geheimpast ins Ausland zu bringen. Und er geht einige Liebesaffären mit Frauen ein, die den Ahnungslosen bespitzeln. Und damit wird aus Spaß Ernst. Über einen Freund, der bereits Böses ahnt, kann Mathews mit einem französischen Spionageoffizier Kontakt aufnehmen. Und der sagt ohne Umschweife, dass es um ihn nicht gut steht. Es folgt eine wilde Flucht durch Frankreichs Alpen, an deren Ende der Leser dem Autor wiederbegegnet im Jahr 1991 in Berlin.

Was ist «Mein Leben als CIA» für ein Buch? Eine autobiografische Farce, in der erfundene Gegebenheiten und zeithistorische Fakten sich zu einem unentwirrbaren Knäuel verweben? Andererseits beschreibt Mathews das Geschehen haargenau. Und warum hat er überhaupt über 30 Jahre gewartet, um das Erlebnis von 1973 literarisch zu schildern? War vielleicht Harry Mathews wirklich ein CIA gewesen? Wie immer es auch um die Wahrheit bestellt sein mag: «Mein Leben als CIA» ist ein wirkliches Lesevergnügen und um vieles intelligenter als so mancher Schmöker, der als ganz besonderer Agenten-Thriller angepriesen wird.

Annett Gröschner, http://www.sachbuchforschung.de/html/rez_44.html

Vexierspiele

Von unklarer Provenienz: Harry Mathews' «Mein Leben als CIA»

Schon die erste Frage zielt ins Herz der Sachbuchforschung: Haben wir es bei der vorliegenden Veröffentlichung «Mein Leben als CIA» überhaupt mit einem auf Fakten beruhenden Buch zu tun? Zwar wird im Untertitel behauptet, es handle sich um eine ‚Chronik des Jahres 1973‘ – ‚Autobiographischer Roman‘ hat der Verleger der deutschsprachigen Ausgabe noch hinzugesetzt – aber was ist Fakt und was ist Fake? Wer spricht da überhaupt? Was stimmt an der Chronik und was ist erstunken und erlogen? Und wenn es erstunken und erlogen ist, ist es dann trotzdem wahrhaftig? Ja, und gab es das Jahr 1973 überhaupt?

Zwar kommt der Putsch in Chile vor, der ja in jenem September auch wirklich stattfand, aber die in Mailand ermordete RAF-Terroristin Christa Knemius findet man in keiner auf Fakten beruhenden Chronik des Terrorismus – es gab sie schlichtweg nicht, und ihr Nachname klingt auch eher wie ein Anagramm. Wenn aber der Autor, wie er im Buch behauptet, verdächtigt wird, etwas mit ihrem Tod zu tun gehabt zu haben, fragt man sich schon, gibt es diesen Harry Mathews überhaupt oder ist er nur eine Figur in einem Agentenroman, der im Jahr 1973 spielt? Mathews erwähnt allerdings beiläufig, mit Niki de Saint Phalle verheiratet gewesen zu sein. Es gibt Dutzende Quellen, die die Existenz dieser Ehe verifizieren. Man erinnert sich dunkel an die blutverschmierten Bräute des Frühwerks von Niki de Saint Phalle.

Wahrscheinlich hat sie wegen Mathews angefangen, auf ihre Bilder zu schießen. Auch Jean Tinguely, Mathews' Nachfolger in der Gunst der Ex-Ehefrau, hat seinen Auftritt im «Mein Leben als CIA». Er liefert ganz real den Schrott für die Legende, die Mathews aufbaut. Dabei geht der vor wie ein Autor von Detektivromanen. Nur dass es offenbar sein eigenes Leben ist, das da verhandelt wird.

Aber zurück zum Ausgangspunkt. Anfang der siebziger Jahre wird der seit vielen Jahren in Frankreich lebende und mit etlichen einflussreichen Künstlern und Intellektuellen bekannte Ich-Erzähler, der US-amerikanische Schriftsteller Harry Mathews verdächtigt, für den CIA zu arbeiten. Das Gerücht hält sich hartnäckig.

Es ist eine Katastrophe, öffentlich mit einem Geheimdienst in Verbindung gebracht zu werden, egal, ob man nun für ihn arbeitet oder jegliche Zusammenarbeit ablehnt. Ersteres bedeutet Enttarnung, Letzteres den Verlust von Vertrauen. «Zu beteuern, ich sei nicht CIA (oder schwul oder extrem reich), war, das hatte ich schnell begriffen, reine Zeitverschwendung. Es ließ lediglich weiterhin die Möglichkeit offen. Ich war verrückt, es so wichtig zu nehmen, aber ich tat es nun einmal.»

Mathews nimmt es als Spiel und erfindet sich eine neue Identität. Er wird Leiter einer internationalen Reiseberatung (Locus Solus, eigentlich der Name einer Zeitschrift für experimentelle Literatur, die Mathew Anfang der sechziger Jahre herausgab), die sich auf Fahrten nach Osteuropa spezialisiert hat, vorgeblich in Gegenden, die auf keiner Karte verzeichnet sind.

Er beginnt sich verdächtig zu verhalten, lässt Kreidezeichen an Pariser Hauswänden zurück, übergibt Pakete in der Öffentlichkeit und nimmt codierte Briefumschläge in Beichtstühlen entgegen. Bald beginnen sich neben dem sowjetischen KGB auch (angebliche) Geschäftsleute für ihn zu interessieren, unter anderem ein Manager von Zapata Petroleum. Als Leser kann

man eine Gesellschaft mit dem Namen Zapata Petroleum eigentlich nur für eine durchsichtige Erfindung halten, allein - es hat eine Gesellschaft mit dem Namen Zapata Oil wirklich gegeben, sie gehörte unter anderem George Bush senior und kooperierte mit dem CIA.

Der Autor legt mit Genuss falsche Fährten aus. Das ist sicher auch der Tatsache geschuldet, dass Mathew das einzige amerikanische Mitglied von Oulipo (Ouvroire de Littérature Potentielle) ist, eine literarische Gesellschaft (zu der auch Oskar Pastior gehörte, bzw. gehört, denn Mitglied bleibt man auch nach seinem Tod, man wird wegen Sterbefall entschuldigt), deren Ziel u.a. Spracherweiterung durch formale Zwänge ist. Ob man nun einen Roman schreibt, der ganz ohne den Buchstaben ‚e‘ auskommt oder einer verwinkelten Konstruktion folgt, bleibt dem Autor überlassen.

Berühmtestes Mitglied von Oulipo war Raymond Queneau. Queneau-Leser wissen, dass der Kerl im Autobus der Linie S in Queneaus berühmtestem Buch Exercices de style (1947) einen weichen Hut mit einer Kordel anstelle des Bandes trägt. Der Mann, dem Mathews bei einer seiner geheimen Aktionen ein Päckchen übergibt, wird folgendermaßen beschrieben: «Auf den Treppen der juristischen Fakultät stand ein stämmiger Mann, dessen Hut statt mit einem normalen Band mit einer Quaste verziert war.» Es handelte sich allerdings sehr unliterarisch bei dem Herrn um Roger Holeindre, später Mitglied im obersten Führungsgremium des Front National, ein Faschist. Denn Mathews verstrickt sich immer tiefer in seine vermeintlichen Geheimdienstaktivitäten, bis aus dem Spiel Ernst wird, dem der Autor fast zum Opfer gefallen wäre, hätte da nicht die geheimnisvolle einhändige Frau, getarnt mit Namen aus Mathews Romanen, eingegriffen.

Dass man ein gehöriges Maß an (zumeist männlicher) Selbstüberschätzung mitbringen muss, um davon überzeugt zu sein, einen Geheimdienst an der Nase herumführen zu können und letztendlich immer scheitert, ist seit den Stasienthüllungen sattem bekannt. Die meisten der künstlerischen Auseinandersetzungen mit diesem Thema kamen verkrampft und moralisierend daher, weil eine weitere Teilhabe am öffentlichen Spiel eine tätige Reue voraussetzte. Mathews hats da besser mit seinem CIA. Er kann sich entspannt zurücklehnen und den Leser mit allen Regeln der Kunst an der Nase herumführen. Aber am Ende bleibt trotzdem die Frage. War Harry Mathews wirklich CIA?

Juli 2007